

# Welche Stadtentwicklungs- Politik?

42

Stadtentwicklungspolitik und die Integration von Zugewanderten: Die Kombination der beiden Themenbereiche zieht oftmals Schlagworte nach sich. Es ist die Rede von «belasteten» Quartieren mit hohen Konzentrationen der ausländischen Bevölkerung, die sich negativ auf die soziale Mobilität der Bewohnerschaft auswirken, man spricht von «Aufwertung» von Stadtteilen durch soziale Durchmischung, welche jedoch die Verdrängung von Unterprivilegierten in die Agglomerationen zur Folge haben. terra cognita hat sich mit Brigit Wehrli-Schindler, der Direktorin der Fachstelle für Stadtentwicklung in Zürich, und Sandro Cattacin, Professor für Stadtsoziologie, unterhalten und sie gefragt, wie aus ihrer je unterschiedlichen Perspektive eine sinnvolle Stadtentwicklungspolitik zu gestalten sei.

terra cognita: *Zu Beginn eine allgemeine Frage: Was verstehen Sie in Ihrer täglichen Arbeit unter Integration?*

■ Wehrli: Wir sind zuständig für das Ineinandergreifen verschiedener Elemente der Stadtentwicklung in Zürich. Da ist Integration weit gefasst. Letztlich geht es um das gute Zusammenleben der Menschen, seien das Ethnien, Migranten, Alte, Junge oder was auch immer. Ich habe keinen spezifischen Fokus auf die Migrantenintegration. Wichtig ist, dass das Zusammenleben funktioniert und die Chancengleichheit gewährleistet ist.

■ Cattacin: Integration ist ein doppelter Prozess von Identitätsbildung und systemischer Incorporation in Wirtschaft und Gesellschaft. Stabile Identitäten und das Wissen um einen Platz in der Gesellschaft charakterisieren geglückte Integration aller Menschen – nicht nur von Einwanderern.

■ Wehrli: Sie machen hier eine wichtige Unterscheidung. Tatsächlich ist diese funktionale Integration, das heisst die Integration in die Wirtschafts- und Arbeitswelt, die wichtigste Komponente. Gleichzeitig kann sie von der Politik nur wenig beeinflusst werden. In Bezug auf die andere Integration in gesellschaftlicher Hinsicht, da lassen sich Angebote bereitstellen, die von Migranten mehr oder weniger gesucht werden, wobei es in unserem Interesse liegt, dass sie gesucht werden. Es braucht Kontaktmöglichkeiten, welche insbesondere auch von Kindern wahrgenommen werden können.

■ Cattacin: Darf ich grad hier einhaken? Was bedeutet dieses «Suchen»? Suche nach Identität, das ist doch die normale Haltung, einen Ort zu suchen, wo man sich wohl fühlt. Es ist daher ganz normal, dass jemand, der zugewandert ist, als erster Schritt seine eigene Community aufsucht. Dass Einwanderer sich integrieren wollen, ist gewissermassen vorprogrammiert. Es ist gar nicht möglich, sich nicht zu integrieren – ohne Identität und Rolle geht man unter. Die Frage ist, wo jemand diese Integration sucht. In der Wirtschaft natürlich – aber auch, wenn es um Identität geht, in einem ersten Schritt wohl nicht in der Gesellschaft des Landes, das ihn aufnimmt, sondern vermutlich bei seinen eigenen Leuten, seinen Referenzgruppen, seien diese ethnisch, religiös, sprachlich oder sonst wie definiert.

*Ist das nun ein Plädoyer für die Aufrechterhaltung des «Ghettos»? Was sagen Sie dazu, Frau Wehrli?*

■ Wehrli: Ich denke nicht, dass die Suche nach Identität an erster Stelle steht. Ich habe eine funktionalere Auffassung von Integration. Die Identität kann nach wie vor die Identität des Herkunftslandes sein. Trotzdem muss das Leben hier funktionieren. Es braucht also eine Integration, die ich suche, weil sie mir nützt und nicht, weil ich meine Identität wechseln will. Und diese funktionale Integration ist in durchmischten Umgebungen einfacher. Die Migrationsbevölkerung sollte eine Minderheit sein, damit man die Gesellschaft, die dort lebt, kennen lernen kann.

■ Cattacin: Wenn Sie Durchmischung als Ideologie formulieren, zerstören Sie für Zugewanderte, die von der neuen Umgebung destabilisiert sind, die Möglichkeit sich aufzufangen. In durchmischten Räumen privilegieren Sie die besser ausgerüsteten Migrantinnen und Migranten. Für mich bedeutet dies, dass damit für viele eine Krisenkarriere der Migration vorbereitet wird. Wir kennen solche Beispiele: Die Politik der fünfziger und sechziger Jahre mit dem Versuch, die Migranten nicht an Orte zu konzentrieren, ist gescheitert. Konzentration darf nicht bekämpft werden. Denn die Communities der Migranten spielen eine wichtige Rolle. Sie erlauben den ersten Schritt in die funktionale Integration und die Basis einer stabilen Identität. Sie sind der Humus, auf welchem man sich integrieren kann.

■ Wehrli: Aber jetzt reden Sie beinahe so, als ob es lokale Communities gäbe. Es gibt sie schon, doch sie sind nicht räumlich definiert. In Zürich gibt es verschiedene Organisationen, wo die Leute in einem sozialen Netz aufgehoben sind, doch das muss nicht unbedingt die Nachbarschaft sein. Wir sind nicht in New York oder London, wo wir extreme Distanzen haben. Bei uns kann ein soziales Netzwerk auch unabhängig von der räumlichen Zuordnung funktionieren. Doch die zufälligen

Kontakte, die geschehen eher im Quartier. Sie geschehen auch in der Arbeitswelt. Für Kinder, die hier aufwachsen, sind Kontakte im Quartier aber besonders wichtig. Ihr Umfeld ist sehr stark auf das Quartier bezogen und weniger auf andere Netzwerke. Da hilft die Durchmischung.

*Doch ist es eine Tatsache, dass sich in gewissen Städten Konzentrationen der ausländischen Bevölkerung ergeben. Wie geht eine Stadtpolitik vor, die eine Durchmischung anstrebt?*

■ Wehrli: Ich würde behaupten, dass es sehr wohl Stadtteile mit einem höheren Anteil von Ausländerinnen und Ausländern, nicht aber unbedingt von bestimmten Ethnien gibt. Ich nehme das Beispiel der Siedlung Grünau, die jetzt – aus baulichen Gründen – abgebrochen wird. Dort wohnten etwa 70-80 Prozent Migrantinnen und Migranten aus sehr unterschiedlichen Herkunftsländern. Es bestand nicht ein Bedürfnis des «Zusammenbleibens». Da viele Migranten sich nun an anderen Orten befinden, haben wir eine kleine Befragung gemacht und diese hat ergeben, dass über 80 Prozent mit ihrer neuen Situation eher zufrieden sind. Das Beispiel zeigt, dass diese Stadtteile mit einem höheren Anteil ausländischer Bevölkerung sehr heterogen sind.

*Das heisst, die Quartiere sind jetzt schon durchmischt?*

■ Wehrli: Ja, bis zu einem gewissen Grad. Die Durchmischung besteht jedoch nicht unbedingt zwischen lange ansässigen Bewohnern, die Deutsch sprechen, und neu zugezogenen Personen mit einer grossen kulturellen Distanz, welche Sprachprobleme haben. Wenn es von dieser letzteren Gruppe in einem Gebiet sehr viele hat, dann werden Kommunikation und Schulsituation sehr viel schwieriger. Das wäre dann vielleicht wieder einfacher, wenn das eine einzige Ethnie wäre, wie das in Kreuzberg war. Aber bei uns ist dies nicht so. Durchmischung hat nicht nur etwas mit dem kulturellen Hintergrund zu tun, sondern vor allem auch mit der sozialen Schicht. Wir haben daher das Gefühl, dass die Integration erleichtert wird, indem mehr Schweizer Haushalte mit besseren sozialen Ressourcen in Quartieren wohnen.

«Wir sind nicht in New York oder London, wo wir extreme Distanzen haben. Bei uns kann ein soziales Netzwerk auch unabhängig von der räumlichen Zuordnung funktionieren.»

«Durchmischung hat nicht nur etwas mit dem kulturellen Hintergrund zu tun, sondern vor allem auch mit der sozialen Schicht.»

43

Wie bringen Sie die Schweizer dazu, in diese Quartiere zu ziehen?

■ Wehrli: Dies hängt natürlich von den Quartieren ab. Im Langstrassenquartier im Kreis 4 zum Beispiel gibt es die Tendenz, wieder dorthin zu ziehen. Es existiert ein Projekt, das zum Ziel hat, Sicherheit und Ordnung wieder herzustellen. Es werden auch vermehrt Häuser des Milieus durch die Stadt gekauft. Die Wohnungen werden dann an Studierende oder an Leute, die gerne dort leben, vermietet. Nehmen wir vielleicht noch das Beispiel Hardquartier. Dort werden Millionen in eine neue Schule und einen Park investiert, um zu zeigen, dass die Schule etwas Wert ist. Damit wollen wir Familien mit Kindern anziehen.

■ Cattacin: Dies sind typische Quartiere, die beweisen, dass man Durchmischung kaum staatlich steuern kann. Heutzutage ziehen Einwanderer aus diesen Quartieren aus, weil sie es sich nicht mehr leisten können. Sie sind daran, diese Stadtteile in Yuppie-Quartiere zu verwandeln. Faktisch ist alles, was magistrale Durchmischungspolitik war, gescheitert. Die städtische Mobilität und heute auch die globale Mobilität weisen

eine zu grosse Dynamik und Differenzierung auf, als dass mit staatlichen Massnahmen eine dauerhafte Veränderung bewirkt werden könnte. Sie haben vorhin den Begriff «kulturelle Distanz» verwendet. Ich glaube aber, dass es heute gar keine Möglichkeit mehr gibt, die Gesellschaft so zu lesen, als ob es eine Innen- und

eine Aussenseite gäbe. Normalität ist Differenz, besonders in Städten ist die Parallelität der Lebenswelten die zentrale Charakteristik. Durchmischung entsteht über im Einzelnen zwar zufällige Überlappungen von Interessen und Identitäten; als Gesamtergebnis aber als sichtbare Charakteristik sich dauernd entmischender und sich neu zusammensetzender Quartiere – Urbanität eben. Wenn man dies bekämpfen würde, würde man nur Schaden anrichten. Wir sprechen natürlich über Zürich und Genf, nicht über New York. Bei uns ist eine Anti-Ghettopolitik nicht nötig.

■ Wehrli: Ich bin auch Ihrer Meinung, dass es das in der Schweiz nicht gibt. Das Wort passt eigentlich gar nicht zu unseren Verhältnissen. Ich gehe auch mit Ihrer Analyse einig, dass wir keine Anti-Ghettopolitik betreiben sollten. Wir bemühen uns daher nur, die Lebensqualitäten in diesen Stadtteilen zu fördern, damit das Wohnen dort für alle attraktiv ist. Ich bestreite aber, dass es keine kulturelle Distanz gibt. Natürlich

werden die Kulturen durchmischt und doch glaube ich, dass es eine typische schweizerische Lebensart gibt. Da dürfen wir nicht so tun, als gäbe es die nicht. Sie zu leugnen mag sogar vielleicht ein schweizerisches Problem sein, denn die schweizerische Identität ist nicht sehr klar und andere Identitäten sind vielleicht stärker.

■ Cattacin: Ich habe nicht behauptet, dass die Durchmischung nicht auch ein Problem der Schweizer selbst sein kann. Vermutlich ist Identität generell heute viel wichtiger als früher und daher wird auch die Durchmischung als problematischer erfahren. Das heisst, dass im Gegenzug die Tendenz zur Gemeinschaftsbildung zunimmt. Nicht nur auf der ethnischen Schiene, sondern allgemein. Die Stadt erlaubt aber, das Spiel mit der Identität und der Integration in andere Identitäten zu ermöglichen. Wenn man dies angreift, indem man sagt, auf keinen Fall viele Migranten der gleichen Gruppe in der gleichen Zone, dann riskiert man, dass durch die Eingriffe und Restriktionen dieses Spiel in Frage gestellt wird. Denn sich gegenüber anderen zu öffnen ist erst möglich, wenn man etwas hat, auf dem man aufbauen kann.

■ Wehrli: Wir müssen aber auch über den Grad der Durchmischung sprechen. Es ist logisch, dass es in einigen Gebieten einen höheren Anteil an Migrantinnen und Migranten gibt. Das hat mit dem Angebot an Wohnungen zu tun. Wichtig ist, dass die Wohnungssuche diskriminierungsfrei verläuft. Die Leute sollten die Möglichkeit haben, dorthin zu ziehen, wo sie möchten. Das ist noch nicht überall der Fall. Gerade die Genossenschaften, die in Zürich viel preisgünstigen Wohnraum anbieten, sind tendenziell für eine Öffnung zu haben, aber es darf nicht zu fern, zu exotisch, zu unsicher sein. Es geht darum, diesen Zutritt für alle zu ermöglichen. Denn in Genossenschaften kann man im Gegensatz zu einer Durchschnitts-siedlung eher von Netzwerken profitieren.

Ich glaube aber, dass, zumindest in Zürich, die Toleranz und Offenheit für das «Zusammenleben» zugenommen hat. Ich glaube, dass das integrative Zusammenleben und das «Nebeneinandersein» im Moment recht gut funktionieren. Wir haben nicht das Bedürfnis, aktiv Durchmischung zu fördern, sondern möchten für alle, die dort leben, die Situation verbessern, vor allem im Bereich der Schule.

■ Cattacin: Beim Thema Chancengleichheit bin ich Ihrer Meinung. Gute Schulen braucht es auch, doch heisst dies nicht, dass viele Migrantenkinder in einer Klasse zu haben keine Chance ist. Das Problem ist nur, dass in unserem Schulsystem die Selektion allein über die Sprache betrieben wird. Wir haben damit ein Selektionssystem, das Ausschluss generiert. Das hat nichts mit der Durchmischung zu tun.

Ich bin also mit der Grundidee einverstanden: Wir brauchen Städte mit besserer Lebensqualität, aber ohne dadurch Ausschluss zu generieren. Das ist ein Modell, mit dem ich leben

«Sie sind daran,  
diese Stadtteile  
in Yuppie-Quartiere  
zu verwandeln.»



## Quelle politique de développement urbain?

kann. Das ist nicht Anti-Ghettopolitik. Auf der anderen Seite bin ich fundamental der Meinung, dass man viel mehr auf Mobilität setzen muss, damit die Leute Möglichkeiten haben, Arbeitsplätze zu finden, Chancen wahrzunehmen.

■ Wehrli: Ich bin damit einverstanden, die Mobilität zu erleichtern. Ich finde es problematisch, dass man es als Drama ansieht, wenn man aus einer Wohnung in einem Quartier ausziehen muss und dann in eine andere Wohnung zieht. Das ist ein urschweizerisches Thema: Da wo ich bin, möchte ich bleiben. In diesem Punkt sind uns die Migrantinnen und Migranten vielleicht etwas vor. Sie sind in eine andere Welt gezogen und zeigen dadurch vielleicht eine grössere Lebenstauglichkeit.

■ Cattacin: Was mich bei Ihnen sehr überrascht, ist diese Haltung: Da haben sie etwas «mehr» als wir. Ich glaube, in unserer Gesellschaft ist es gar nicht mehr möglich, so hierarchisch zu denken. Wer bringt denn Innovation in eine Stadt? Die Migration. Die Städte sind per Definition eine Konzentration von Migranten. Deshalb ist Ihr Bild von einer autochthonen Gesellschaft einerseits und beweglichen Leute andererseits völlig falsch. Von dieser paternalistischen Haltung muss man wegkommen.

■ Wehrli: Ich glaube, das ist ein Missverständnis. Sie haben jetzt ausschliesslich den Fokus der Migrationsbevölkerung, das ist Ihr gutes Recht. Doch aus der Sicht der Stadt Zürich haben wir die gesamte Bevölkerung im Blick. Es gibt auch Leute, die schon immer da gelebt haben und die vielleicht mit diesen Veränderungen ihre Probleme haben. Es gibt sie, sie sind nicht zu leugnen.

«Es gibt auch Leute, die schon immer da gelebt haben und die vielleicht mit diesen Veränderungen ihre Probleme haben.»

Wir müssen uns aber auch in die Gemüter derjenigen versetzen, die vor der Migration, dem Fremden, Angst haben, die damit nicht umgehen können. Die alte Frau, die vor dem machistischen Auftreten von Jugendlichen Angst hat. Dies sind Realitäten. Wir können nicht so tun, als gäbe es sie nicht.

■ Cattacin: Das Problem ist jedoch, dass über Zugewanderte immer von oben herab geurteilt wird. Bei den Schweizern muss man aber Verständnis haben. Das wird noch durch die direkte Demokratie verstärkt. Das System ist minderheitenfeindlich. Ich würde mir wünschen, dass man den Leuten, die Innovation in die Städte bringen, ein stärkeres Wort gibt. Natürlich Empathie für die alte Dame, aber die muss auch den Regeln folgen, welche den Minderheiten einen Platz geben. Sie verfügt aber über politische Rechte. Danach hat sie vielmehr politischen «Wert» als eine Migrantenfamilie, die vielleicht ebenfalls seit Jahrzehnten in der Stadt lebt.

*terra cognita s'entretient avec Brigit Wehrli-Schindler, directrice du service de l'urbanisme de la Ville de Zurich et Sandro Cattacin, professeur de sociologie urbaine. Comment les deux spécialistes conçoivent-ils, à partir de leurs perspectives différentes, une politique judicieuse en matière de développement urbain? La praticienne et le scientifique n'attribuent pas la même importance au rôle des communautés étrangères.*

*Sandro Cattacin se réfère aux effets intégratifs de ces communautés qui pourraient renforcer l'identité des migrants. Il estime que ceci est nécessaire pour que les étrangers puissent trouver des repères dans leur pays d'accueil. Par ailleurs, la ville est précisément le lieu où des processus dynamiques se produisent et où une place devrait être réservée à la différence, ce qui peut avoir des effets innovateurs sur l'ensemble de la population.*

*Brigit Wehrli-Schindler est au contraire de l'avis qu'en matière d'intégration des étrangers dans notre pays, il faudrait mettre bien davantage l'accent sur d'autres domaines de la société civile, tels que la formation et le monde du travail. Les réseaux sociaux qui existent dans les villes suisses ne sont pas conçus de telle façon qu'on puisse parler de «ghettos». Il faudrait précisément aménager le développement d'une ville de manière à garantir l'égalité des chances. Ainsi, les mesures entreprises pour améliorer la qualité de vie dans toutes les parties de la ville ont leur raison d'être.*

*Les deux interlocuteurs de terra cognita sont cependant unanimes à constater qu'il n'est pas nécessaire en Suisse de pratiquer une politique «anti-ghetto». De fait, une politique de développement urbain judicieuse devrait pouvoir tisser diverses stratégies d'action et donner la possibilité d'intervention également aux migrants.*

■ Wehrli: Dies ist eine Verkürzung, die so nicht geht. Man könnte doch einfach sagen, gleiches Recht für alle und wer sich durchsetzen kann, kann sich durchsetzen. Doch wir haben einen Sozialstaat und wir haben Hilfe für Benachteiligte, das können alte Frauen sein, Migrantinnen und Migranten, Junge, Behinderte, wer auch immer. Dies muss einigermassen gerecht verteilt sein, damit man tatsächlich spezifische Massnahmen ergreift. Je länger je mehr sollten die Massnahmen des Sozialstaates zugunsten der Benachteiligten sozial ausgerichtet sein, damit denjenigen, die Probleme haben, Unterstützung, Hilfe und Qualifikation angeboten werden kann. Ob diese den roten Pass haben oder nicht, spielt doch überhaupt keine Rolle.

*Was würden Sie konkret ändern, Herr Cattacin, wenn Sie an den Schalthebeln der Politik sässen?*

■ Cattacin: Werfen wir einmal einen Blick in die Vereinigten Staaten. Dort gab und gibt es zum Teil immer noch Armen-Ghettos. Doch die Hauptorientierung war nie die Ghetto-Abbaupolitik durch bessere Durchmischung, sondern die Ermöglichungslogik, was so viel heisst wie Aufstiegschancen für Migrantinnen und Migranten schaffen. In Europa hingegen hatte man immer den Glauben, dass es die ändern gibt und dass es uns gibt und die ändern müssen sich an unsere Gesellschaft assimilieren. Sie nannten dies vorhin «kulturelle Distanz». In Europa hat man erst in jüngster Zeit etwas umzudenken begonnen. Lange wurde nicht Mobilität gefördert, sondern es wurde Durchmischungspolitik betrieben. Man hat alles versucht, über städtische Politik Durchmischung zu generieren. Das sind die beiden Modelle. Nun, von den USA können wir also lernen, die Mobilität zu fördern. Damit meine ich soziale Mobilität und Aufstiegschancen. Konkret könnte dies sein: Krippenplätze einrichten, die Qualität der Schule auf dem besten Niveau halten, Versuche mit Schulsystemen machen, die nicht auf Sprache, sondern auf Kompetenzen und Fähigkeiten beruhen und mobilitätstauglich sind. So gibt es eine ganze Reihe von Möglichkeiten, dass die Stadt mehr auf diese amerikanische Schiene gehen könnte. Wenn wir davon ausgehen, dass Mobilität zunimmt, dass die nationalen Grenzen durchlässiger werden, dass ein Schulsystem ein Kind nicht mehr von 7

bis 18 betreut, sondern dass ein Wechsel von hoher Wahrscheinlichkeit ist, dann zeichnet sich ab, dass dem Mobilitätsförderungsmodell vermutlich die Zukunft gehört.

■ Wehrli: Ich denke, dass nun Ihre Darstellung einen falschen Fokus auf die Politik der Städte in der Schweiz einnimmt. Die soziale Durchmischung ist einer unter vielen Handlungssträngen. Die Integrationsbestrebungen sind auf vielfältige Weise mit der Stadtentwicklung verflochten. Einerseits haben wir in Zusammenarbeit mit der Stiftung «Domicil» versucht, akute soziale Spannungen zu entschärfen und gewissermassen Erste Hilfe zu leisten. Zweitens haben wir die Diskussion mit Wohnbauträgern gesucht und ihnen die Frage gestellt, warum sie nicht Personen ausländischer Herkunft aufnehmen. Damit haben wir die Anti-Diskriminierung gefördert. Daneben gibt es Ansätze zur Öffnung der Stadtzürcher Verwaltung. Auch hier geht es vor allem um Chancengleichheit. Doch andere Bereiche gibt es auch: Und diese betreffen vor allem die Schule, also die Förderung der sozialen Mobilität. Schliesslich ist als weiteres Mittel die Gebietsaufwertung zu nennen. Die ist nicht unter dem Fokus Integration entstanden, sondern mit dem Ziel der Lebensqualitätsförderung. Dabei haben wir uns immer wieder bemüht, die Migrantinnen und Migranten einzubeziehen. Das von uns beauftragte Büro «Inura» hat mit viel Aufwand Leute gesucht. Das war sehr schwierig, und es lag nicht nur an der Sprache, sondern war wohl auch ein Mangel an Interesse von Seiten der Migrationsbevölkerung. Doch die «Inura» hat insistiert und eine Anzahl Personen befragen können. Herausgekommen ist das gleiche wie bei den schweizerischen Befragten: Auch hier fehlen den Familien die Krippenplätze, die Spielplätze, usw. Der Lebenszyklus ist beinahe wichtiger als die Frage, ob eine Person neu da ist oder nicht.

«Durch die Realisierung einer schnelleren und erleichterten Einbürgerung wäre das Thema auf einer anderen Ebene, dann kann jede Person selber mitwirken auf eine demokratische Weise.»

*Eine letzte Frage. Was wäre Ihr Wunsch, Ihre Vision, zur Verbesserung der Integration?*

■ Wehrli: Mein Wunsch wäre die Realisierung einer schnelleren und erleichterten Einbürgerung. Dann ist nämlich das Thema auf einer anderen Ebene und jede Person kann selber auf eine demokratische Weise mitwirken.

■ Cattacin: Da treffen wir uns am Ende doch wieder. Auch ich bin der Meinung: Wer wirtschaftlich und gesellschaftlich eine wichtige Rolle spielt, muss partizipieren können. Stimm- und Wahlrecht sind daher ganz wichtig. Doch um noch etwas «origineller» zu sein, würde ich für eine Öffnung nach Europa plädieren. Das würde ermöglichen, uns von den Lokalismus zu befreien.

**Brigit Wehrli-Schindler ist Soziologin und Direktorin der Fachstelle für Stadtentwicklung der Stadt Zürich.**

**Sandro Cattacin ist Professor für Stadtsoziologie und Sozial- und Gesundheitspolitik und leitet das Forschungsinstitut Schweizerisches Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien in Neuenburg.**

**Das Gespräch begleiteten Simone Prodolliet und Adrian Gerber.**